



Martina Wildner  
Struwwelpippi 2020/2021

## Der Fluch der Gräfin

„Es ist doch schön hier“, sagte Mama und deutete aus dem Fenster.

Schwere Regenwolken hingen über der kleinen Stadt. Mir fielen vor allem die dunkelgrauen, von der Nässe glänzenden Dächer auf. Unten auf der Straße schlich eine einzelne Person über den ansonsten leergefegten Marktplatz.

Wir selber waren von den wenigen Schritten vom Auto zu der Wohnung, die wir für einige Wochen bewohnen sollten, pitschnass geworden.

„An der Decke ist ein Gesicht“, sagte ich.

„Stuck“, sagte Papa.

„Sehr schöner Stuck“, sagte Mama. „Und auch schönes Eichenparkett.“

„Wir sind auch privilegiert“, sagte Papa. „Weil wir reisen dürfen.“

„Toll“, sagte ich. „Aber ich bin ganz allein hier.“

„Du hast doch das Internet“, sagte Papa. Das Internet war auch der Grund, warum das überhaupt ging, was wir gerade taten: Meine Eltern hatten uns zu ihrem Forschungsauftrag mitgenommen, was unter normalen Umständen nicht möglich gewesen wäre, weil wir in die Schule hätten gehen müssen.

„Die Stadt ist wirklich ein Juwel“, sagte Mama.

Aber das Einzige, das entfernt Ähnlichkeit zu glitzernden Edelsteinen aufwies, waren die Wassertropfen, die von der Dachrinne aufs Fenstersims fielen. Unten auf der Straße hatten sich riesige Pfützen gebildet.

„Und außerdem gibt es doch auch hier Mädchen in deinem Alter“, sagte Papa. Er war ein hoffnungsloser Optimist.

„So, wo denn?“, fragte ich. „Sitzen die da unten im Regen auf dem Marktplatz und warten auf mich?“

„Man spricht hier Deutsch“, sagte Mama, „und du könntest dein Französisch verbessern“.

„Pfff.“ *Petite* heißt klein, *Marquise* Gräfin und *Sens Unique* Einbahnstraße!“

Ja, genau Einbahnstraße. So fühlte ich mich: Als sei ich in einer Einbahnstraße, die gleichzeitig eine Sackgasse war.

Das ehemalige Hotel *À La Petite Marquise* – der Name war in den letzten Tagen mindestens hundert Mal gefallen – sollte für einige Wochen der neue Arbeitsplatz meiner Eltern sein und die Wörter *Sens Unique* las ich auf dem Einbahnstraßenpfeil unten vor unserem Haus.

„Kann ich schon alles“, fügte ich eine Spur größenwahnsinnig hinzu.

„Es sind ja nur sechs Wochen“, sagte Mama. Und danach wird eh alles besser.“

Was sie mit diesem Nachsatz meinte, erschloss sich mir nicht ganz, aber sie sagte gerade öfter solche Sachen wie: *Das wird schon alles wieder* oder *Es sind eben gerade schwere Zeiten* oder *Da müssen wir halt noch durchhalten*.

Doch darum ging es doch gar nicht; es ging darum, dass ich sechs Wochen in einem fremden Land hockte und bis auf meine Eltern und meinen kleinen Bruder Eugen ganz allein war. Zu Hause gab es immerhin Lola, mit der ich mich manchmal zum Eis essen ging oder Jessy, die im Garten ein Riesentrampolin hatte oder Tamara, mit der ich im Park die neuesten Rollschuhmoves übte. Dort traf ich auch manchmal die Jungs aus der Klasse und wir kickten herum oder spielten Tischtennis.

Hier war niemand. Und es regnete.

Beides blieb die nächsten Tage so.

Papa nahm uns zu seiner neuen Arbeitsstelle mit. Unter dem halb abgerissenen Hotel *À La Petite Marquise* hatten Archäologen mittelalterliche Reste von Mauern sowie Münzen und einen Goldring gefunden. „Möglicherweise ein Ring vom Heiligen Willibrord persönlich – das ist zumindest meine Theorie“, erklärte Papa.

Auch der Name Willibrord war im Zusammenhang mit anderen, ähnlich bizarr klingenden Namen wie Pippin, Irmina, Plektrudis, Basin, Liutwin, Regintrud und Hugobert in den letzten Wochen öfter gefallen. Die Namen hatten sich in meinem Kopf zu eigenartigen Knoten verheddert und manchmal musste ich wie unter Zwang diese Namen vor mich her murmeln. Das waren seltsame Augenblicke. Doch meistens wurde ich durch Videokonferenzen, komplizierte Hausaufgaben und Chats mit meinen Freundinnen davon abgelenkt.

Die Tage bis zu unserer Abfahrt gingen ansonsten dahin, wie all die Wochen zuvor schon im immer selben Rhythmus. Wir standen auf, meine Eltern lasen die neuesten Zahlen in der Zeitung und tauschten sorgenvolle Blicke. Dann verschwanden alle in

ihren Zimmern, um stundenlang auf Bildschirme zu glotzen. Nachmittags traf ich ab und zu eine Freundin – falls das deren Eltern erlaubten. Abends wurde Nachrichten geguckt und wieder sorgenvolle Blicke getauscht.

Auf der langen Autofahrt zu dem Ausgrabungsort war ich dann recht still gewesen, hatte in die grauen Regenwolken gestarrt und den Gesprächen meiner Eltern über all diese mittelalterlichen Gestalten, mit denen sie sich tagein, tagaus beschäftigten, zugehört, ohne wirklich zu verstehen, was sie erzählten.

Jetzt atmete ich die feuchtkalte Luft der Baustelle ein. Papa hatte uns Helme aufgesetzt, führte uns begeistert durch die Baustelle und geriet beim Anblick eines sandigen Steinhaufens geradezu ins Schwärmen. Eugen hatte seine Augen fest auf den Boden gerichtet.

„Vielleicht finde ich Gold“, sagte er und überlegte laut, was so eine alte Goldmünze wert sein könnte. „Hunderttausend Euro? Oder eine Million?“

Eugen streckte seine Hand nach Steinhaufen aus.

„Nicht berühren!“ rief Papa.

„Und wo geht es da hin?“, fragte ich und zeigte auf eine Art Loch im Boden, das mit Flatterband abgesperrt war.

„Vermutlich in eine Art Untergeschoss. Da sind die Grabungen aber noch nicht so weit.“

Mich interessierte das Loch und wollte hingehen. Da hörte ich ein merkwürdiges leises Gezischel und trat vor Schreck einen Schritt zurück.

„Aua“, sagte Eugen.

Ich wandte mich zu ihm und erschrak. Eine Sekunde – oder vermutlich kürzer – stand hinter ihm ein Mädchen in einem altmodischen dunklen Kleid. Bevor ich aufschreien konnte, war sie wieder verschwunden.

„Das war mein Fuß!“, sagte Eugen und Papa lachte.

„Ja, ist ein bisschen eng hier ... das soll alles noch freigelegt werden.“ Er deutete auf die Mauerreste. Mir war ein Rätsel, wie man so etwas für historisch bedeutsame Überreste halten konnte. Für mich waren das nur Steine, die irgendwie im Weg lagen.

Wieder war da dieses Geräusch.

„Hört ihr das?“, fragte ich.

„Was?“, antworteten Eugen und Papa im Chor.

„So ... ein Zischeln ...“

„Eine Schlange doch wohl nicht?“, sagte Papa und lachte.

„Nein ... eher ein Geräusch aus der Mauer.“

„Uuuuh, vielleicht gibt's hier Geister“, überlegte Eugen.

„Den Geist der undichten Planen vielleicht.“ Papa deutete auf eine Lache, die sich ein paar Meter weiter am Boden gebildet hatte und in die regelmäßig Tropfen von einer Abdeckplane fielen.

Den Rest des Tages verbrachte ich in meinem Zimmer. Ich schaute mir Youtube-Videos an und schrieb Lola, Jessy und Tamara ein paar Nachrichten. Sie antworteten nicht.

Am Abend bestellen wir Essen.

„Mal sehen, was die einheimische Küche zu bieten hat“, sagte Papa und studierte die Speisekarte im Internet.

„Aaaah. *Judd mat Gaardebounen* - geräucherter Schweinehals mit dicken Bohnen und Bratkartoffeln. Das klingt zünftig.“

„Ich will Pommes“, sagte Eugen.

„Gibt es auch was ohne Fleisch?“, wollte Mama wissen.

„*Bouneschlupp*“, sagte Papa und lachte sich krank.

Die anderen diskutierten noch eine Weile über die verschiedenen Gerichte, nur ich sagte nichts, sondern schrieb Lola, Jessy noch Tamara. Doch sie lasen meine Botschaften nicht.

„Dietlind“, sagte Mama schließlich. Was möchtest denn du?“

„Egal.“

„Egal, hm. Das steht gar nicht auf der Speisekarte“, sagte Papa. Ich glaube, er wollte mich aufheitern.

„Vielleicht gekochten Käse?“, fragte Mama.

„Haha, *Kack-kéis*, steht da, buchstabierte Eugen und lachte sich krumm.

„*Kach-kéis*“, verbesserte ihn Mama.

„Lola, Jessy und Tamara antworten mir einfach nicht“, sagte ich.

„Vielleicht arbeiten sie für die Schule“, mutmaßte Mama.

„Abends um sieben?“ Ich musste lachen.

„Schlechtes Netz vielleicht? Aber ist doch jetzt auch nicht so wichtig. Such dir lieber ein Essen aus.“

Eine halbe Stunde später wurde unsere Bestellung geliefert. Alle stürzten sich auf das Essen, denn es war die erste vernünftige Mahlzeit seit Tagen. Außerdem waren wir ziemlich durchgefroren, weil die Heizung nicht funktionierte und die Wohnung zugig war.

Zwei Tage später wurde das Wetter etwas besser. Ich ging hinaus. Auf den Straßen waren nur wenige Leute zu sehen, die meisten hatten es irgendwie eilig und durch ihre Masken wirkten sie ohnehin wie Aliens. Kinder oder Jugendliche fehlten völlig.

Irgendetwas zog mich wieder zu der Baustelle. Es war ja nicht weit von unserer Wohnung und außerdem war es der einzige Ort in dieser Stadt, den ich kannte. Ich spähte durch den Bauzaun. Das Gebäude war zum größten Teil abgerissen, die Fenster vom noch übrigen Teil waren schwarze Löcher, tote Augen.

„Suchst du was?“, sprach mich eine weibliche Stimme von hinten auf Deutsch an.

Ich wandte mich um.

Ein Mädchen, etwas älter als ich vielleicht, stand an einen Laternenpfahl gelehnt. Sie trug enge schwarze Jeans und eine schwarze Lederjacke. Ihr Haar war auf der einen Seite ganz kurz rasiert. Am linken Ringfinger trug sie einen auffälligen goldenen Ring, der nicht so recht zu ihrer Kleidung passen wollte.

„Nein“, sagte ich.

„Besser so“, sagte sie und musterte mich.

Sie verachtet mich, dachte ich. Normalerweise sprachen mich derartig cool aussehende Mädchen nicht an.

„Da drin spukt es nämlich.“

Ich schwieg. Was sollte man darauf auch sagen. Mir fiel auf, wie blass das Mädchen war.

„Du glaubst mir nicht?“

„Naja“, sagte ich.

„Macht nichts. Du musst mir das nicht glauben.“ Sie lachte. „Aber ich muss jetzt gehen. Wir hören voneinander.“

Damit ging sie davon und verschwand rasch hinter der nächsten Ecke.

Ich ging nach Hause. Es gab Mittagessen.

Mama und Papa sprachen zunächst über ihre Arbeit. Eugen erzählte, er habe einen Fußballplatz gefunden, der nicht abgesperrt sei.

„Da kann man prima rumkicken. Ich hab‘ schon ein paar Jungs kennengelernt. Einer heißt Willi. Sein Papa war mal in der Nationalmannschaft.“

Jetzt kam ein längeres Gespräch über Fußball in Gang. Ich stocherte ein wenig appetitlos im Essen herum. Da vibrierte in meiner Tasche mehrmals mein Handy. Vielleicht Lola, Jessy oder Tamara dachte ich und griff danach.

Ich konnte nur die ersten Worte lesen. Sie kamen von einem mir unbekanntem Absender:

*Heut Nachmittag schon was vor?*

„Dietlind, kein Handy bei Tisch“, mahnte Mama.

„Ich dachte nur, Lola meldet sich mal. Oder Jessy oder Tamara. Aber es war wer anderes.“

Nach dem Essen öffnete ich nochmal die Nachricht. Die Nummer des Absenders war lang und mir völlig unbekannt. Ein Profilbild gab es nicht.

*Wer bist du?*, fragte ich nach längerem Zögern.

*Deine Freundin*, antwortete die Nummer.

Am liebsten hätte ich geantwortet, dass ich keine Freundinnen mehr hätte.

*Die vom Bauzaun*, ergänzte die Person.

*Woher hast du meine Nummer?*, fragte ich.

Ein Sonnenbrillensmiley erschien.

*Wie heißt du?*

*Irmgard*.

Witzig, dachte ich. Sie hat einen ähnlich beknackten Namen wie ich. Das machte sie mir sehr sympathisch.

*Woher hast du meine Nummer?*, fragte ich trotzdem noch einmal.

Keine Antwort. Es entstand eine Gesprächspause. Dann kam eine weitere Nachricht.

*Wir könnten uns treffen*.

Wo?

Am Hotel um 16 Uhr.

Ok.

Auch wenn diese Irmgard mir nicht sagen wollte, wie sie an meine Nummer gekommen war, freute ich mich, dass ich nicht mehr allein war. Im Gegenteil, ich hatte fast so schnell Anschluss gefunden wie Eugen und das wollte was heißen.

Am Nachmittag traf ich Irmgard am Hotel.

„Wollen wir spazieren gehen?“, fragte sie.

Ich nickte. „Aber ich kenn mich nicht aus.“

„Ich weiß“, sagte Irmgard. „Deine Eltern sind diese deutschen Mittelalterspezialisten, oder?“

„Äh ... ja.“ Woher wusste sie das alles?

„Da können sie sich die Zähne ausbeißen.“ Irmgard grinste, ihr Goldring blitzte in der Sonne, doch mir fiel auf, dass ihre Lippen eine Spur bläulich waren.

„Wieso?“

„Wie gesagt, da drin spukt es.“

Wir gingen auf einer Straße stadtauswärts.

„Und wer oder was spukt da?“

Irmgard zuckte mit den Schultern. „Das weiß man eben nicht.“

„Wer, man?“

„Die Leute eben.“

„Wissenschaftler? Ich meine, rein wissenschaftlich gesehen ...“ begann ich.

„Haha!“, machte Irmgard. „Die Wissenschaft weiß auch nicht alles.“

Ich schwieg und wir gingen weiter. Es gelang mir immerhin, herauszufinden, dass Irmgard ins Lycée ging, aber im Moment nicht zur Schule musste, weil sie krank war. Was für eine Krankheit sie hatte, wo sie wohnte und wie ihr Nachname lautete, verschwieg sie mir aber.

Bald hatten wir die kleine Stadt verlassen und gingen durch einen Wald. Die Strecke war hügelig, ab und zu ragten Felsen empor. Weil es erst Ende Februar war, waren die Bäume kahl; ab und an lugte ein grüner Grashalm aus dem braunen Laub heraus.

„Wohin gehen wir?“, fragte ich.

„Schön hier, oder?“, antwortete Irmgard.

Auf manche Fragen gab Irmgard offensichtlich keine Antworten. Dafür erklärte sie mir jetzt lang und breit, wie sie sich ihr weiteren drei Ohrlöcher mit einer echten Piercingnadel selber gestochen hatte. Mit ihrer Hand zeigte sie hin. Dabei blinkte ihr goldener Fingerring in den letzten Strahlen der Sonne auf.

Irmgard erklärte nun, dass sie sich, wenn sie volljährig sei, tätowieren lassen wolle.

Das imponierte mir, denn ich selber hatte keinen einzigen Plan für die Zukunft.

Die Felsen wurden nun steiler, der Weg enger, manchmal führte er auf in den Stein gehauenen Stufen durch die Felsen.

„Die Wolfsschlucht“, bemerkte Irmgard. „Aber Wölfe gibt es nicht.“

Ich sah mich um. Das Licht war dämmrig, bis auf unsere Schritte war es ganz still und auf einmal fand ich die Schlucht mit ihren bestimmt über zwanzig Metern Sandsteinfelsen sehr unheimlich. Auch Irmgard, die neben mir herging, war mir unheimlich.

„Dafür gibt es hier einen Schatz“, erklärte sie, „der von einem schwarzen Hund bewacht wird. Der Hund ist ein gieriger Graf, der seine Seele dem Teufel verkauft hat, um noch reicher zu werden.“

„Ist hier alles voller Spuk?“, fragte ich.

Irmgard lachte. „Nein, alles ist ganz normal hier. Ich beispielsweise habe eine schlechte Note in Mathe bekommen, weil ich zu faul zum Lernen war.“

„Ich dachte, du gehst gar nicht in die Schule.“

„Bevor ich krank wurde, natürlich. Ich wollte bloß damit sagen: Es herrscht auch hier das Ursache-Wirkungs-Prinzip.“

„Dann würde ich schon gern wissen, was verursacht hat, dass du meine Nummer hast. Kennst du etwa meine Eltern?“

Irmgard sah mich an. „Ich kenne niemanden. Und jetzt musst du mich mal kurz entschuldigen ...“ Sie grinste verlegen und verschwand im Gebüsch.

Etwa zwei Minuten stand ich da, an die hohen Felsen gelehnt, und starrte in den jetzt sehr dunkelgrau gewordenen Himmel. Ein paar Tropfen fielen. Wir hatten keine Regenjacken dabei.

„Irmgard?“, rief ich.



Niemand antwortete.

Ich wartete ein wenig, dann rief ich wieder ihren Namen.

Jetzt ging ich ein Stück in die Richtung, in der sie verschwunden war. „Irmgard?“

Keine Antwort.

„Irmgard!“

Keine Antwort.

„liiiiirrrrrmmmmmmgaaaaaaard!“

Stille. Ich wartete noch ein paar Minuten, dann holte ich mein Handy heraus und rief sie an. Niemand ging ans Telefon.

Inzwischen regnete es richtig und ich zog mir die Kapuze meiner Jacke über. Mehr hatte ich gegen den Regen nicht zu bieten. Noch eine ganze Weile stand ich ratlos da, rief nach Irmgard und ging ein Stück in jede mögliche Richtung. Vielleicht war ihr etwas passiert? War sie ohnmächtig geworden und was war überhaupt mit ihrer Krankheit, von der sie gesprochen hatte? Vielleicht musste ich Hilfe rufen.

Wieder holte ich mein Handy heraus. Wie lautete hier überhaupt die Notrufnummer? Auch 110?

Da sah ich, dass mein Akku leer war. Aber warum? War ich nicht mit vollem Akku aus dem Haus gegangen?

Jetzt ergriff mich vollends die Panik und ich begann zu rennen. Nur nach Hause! Nur raus aus dieser Schlucht, zurück in bewohnte Gebiete! Warum waren hier eigentlich keine Spaziergänger? Waren die normalerweise nicht überall? Wieso nicht hier?

Der Weg war rutschig, ich schlitterte und fiel hin. Meine Hose wurde nass und schmutzig, meine Finger eiskalt. Ich rappelte mich auf und rannte weiter. Völlig außer Atem näherte ich mich wieder der Stadt. Inzwischen goss es in Strömen und auf den Straßen war kein Mensch. Weil ich vom Rennen erschöpft war, wechselte ich in schnelles Gehen. Die Straßenlaternen gingen an, eine Kirchturmuhren schlug. Völlig durchnässt erreichte ich unser Haus.

Meine Eltern hatten sich schon Sorgen gemacht.

„Warum hast du nicht auf unsere Nachricht geantwortet?“

„Der Akku war leer.“

„Wieso das?“

„Keine Ahnung, er war plötzlich leer.“

„Und wo warst du?“

„Spazieren?“

„Allein?“

Ich zögerte. „Ach, mit einem Mädchen, das ich kennengelernt habe.“

„Wie schön!“, rief Mama. Dass ich so schnell Anschluss gefunden hatte, schien sie ungemein zu freuen und sie wollte gar nicht mehr wissen. Ich nahm eine heiße Dusche, hängte mein Handy an den Strom und legte mich ins Bett.

Zu meiner Überraschung hatte sich Irmgard gemeldet.

*Du warst plötzlich weg*, schrieb sie.

Ich war sprachlos. Wer war denn plötzlich weg gewesen?

*Bist du gut heimgekommen?*, fragte sie

*Ja*, antwortete ich.

*Hast du morgen wieder Zeit? Wir könnten wieder rumlaufen.*

*Ja, am Nachmittag.*

In der Nacht schlief ich schlecht.

Müde saß ich am nächsten Morgen vor dem Bildschirm und hörte meiner Mathelehrerin zu, wie sie uns die Umformung von Termen näherzubringen versuchte.

Ich schrieb Lola. Sie war ganz gut in Mathe.

*Verstehst du das?*, fragte ich sie.

Doch sie meldete sich nicht. Auch Jessy und Tamara gaben keine Antwort. Vielleicht bekamen sie ja meine Nachrichten gar nicht, überlegte ich. Oder es lag daran, dass ich im Ausland war.

„Du bist ganz blass“, sagte Mama beim Mittagessen. „Vielleicht musst du mal an die frische Luft. Dieses dumme Bildschirmgeglotze den ganzen Tag!“

„Ich treff mich ja heute wieder“, sagte ich. „Wir gehen Spazieren.“

Mama war zufrieden.

In den folgenden Tagen zeigte mir Irmgard die Umgebung, wir streiften durch die Wälder und Hügel. Wir sprachen über dies und das, aber nie erfuhr ich ihren Nachnamen, nie, wo sie wohnte, wer ihre Familie war, was für eine Krankheit sie hatte

und schon gar nicht, woher sie meine Handynummer hatte. Aber es war mir auch egal. Ich ging neben ihr her, sie erzählte und manchmal hob sie ihre linke Hand und fuhr sich damit durchs Haar. Dann blitzte ihr Ring auf.

„Was ist das eigentlich für ein Ring?“, fragte ich sie einmal.

Sie lächelte mich geheimnisvoll an. „Er ist schön, nicht?“ Sie nahm den Ring ab und hielt ihn mir hin.

„Zieh ihn an!“

Ich steckte den Ring an meinen linken Ringfinger und streckte die Hand aus. Der Ring war ganz warm.

„Ja“, sagte Irmgard. „Ich wusste, dass er dir steht.“

Nach diesem Spaziergang war ich sehr erschöpft und obwohl ich früh zu Bett ging, schlief ich schlecht, wie fast immer nach unseren Spaziergängen, die immer wichtiger für mich wurden. Und das Wichtigste an diesen Spaziergängen war, für kurze Zeit den Ring überzustreifen. Dann fühlte ich eine merkwürdige Kraft in mir, die ich sonst nie hatte.

„Dir scheint das Klima hier nicht zu bekommen“, sagte Mama nach zwei Wochen. „Vielleicht hast du einen Mangel, so blass wie du bist.“

„Ich weiß nicht“, sagte ich und überlegte, wie ich Mama von diesem Thema ablenken konnte. Ich wusste, dass mir der Ring Kraft raubte, auch wenn ich mich sekundenlang damit sehr stark fühlte: Stark, wichtig, bedeutsam, schön. Ich sagte: „Weißt du, Lola, Jessy und Tamara melden sich einfach nicht mehr. Nicht einmal, wenn ich was wegen der Schule wissen will.“

„Apropos Schule“, sagte Mama. „Deine Mathelehrerin hat gefragt, ob du gut mitkommst.“

„Hä? Wieso?“ Es war absolut unüblich, dass Lehrer Kontakt zu den Eltern aufnahmen, ohne das vorher mit den Schülern zu besprechen.

„Weil du so blass bist und nie was sagst. Du hättest zwei Hausaufgaben nicht abgegeben.“

„Aber ...“, stotterte ich. „Ich hab' immer alles gemacht. Kann es sein, dass das Internet nicht funktioniert?“

„Also *mein* Internet funktioniert bestens“, sagte Mama. „Hundertmal besser als in Deutschland. Stell dir vor“, jetzt wechselte sie zum Glück das Thema, „wir haben inzwischen eine wirklich brauchbare Theorie zu dem Ring. Er könnte einst Irmina von Oeren gehört haben. Also, bevor sie Willibrord diese Schenkung machte.“

„Irmgard?“, fragte ich verblüfft.

„Irmina. Wir haben den Namen doch schon ab und zu erwähnt, Papa und ich.“

„Kann mich nicht erinnern.“

„Du hast aber nachgefragt und wolltest wissen, wer das sei. Noch in Deutschland. Und auch auf der Fahrt.“

Ich zuckte mit den Schultern, denn ich hatte wirklich keine Ahnung, wovon sie sprach. „Dieses ganze Mittelalterzeug kann sich doch kein Mensch merken.“

Mama lachte. „Ja, da hast du recht. Aber wegen Mathe ...“

„Das krieg ich schon hin“, sagte ich. „Der Videounterricht nervt eben. Keiner versteht mehr was.“

Ein paar Tage später gingen wir lange an einem Fluss entlang Richtung Osten.

„Wenn wir ihn überqueren, sind wir in Deutschland“, sagte Irmgard.

Deutschland, dachte ich und merkte, wie sehr ich unter Heimweh litt.

Schließlich, nach über zwei Stunden, gelangten wir an eine Art Kanal.

„Hier wurde eine Abkürzung für den Fluss gegraben. Eigentlich fließt er nämlich um diesen Berg herum.“ Irmgard zeigte auf einen waldigen Hügel.

„Spukt es hier auch?“, fragte ich ein wenig scherzhaft. Ich war sehr erschöpft vom langen Weg und hatte mehrmals ans Umkehren gedacht, doch Irmgard war einfach weiter gegangen.

„Natürlich. Hier gibt es ein Fräulein, das in einer Grotte hockt und spinnt.“

„Sie ist verrückt?“

„Nein, sie spinnt wirklich – mit einer Spindel. Im Frühjahr kommt sie manchmal raus und singt.“

„Jetzt also?“

„Ich glaube, mit Frühjahr ist eher Mai gemeint ... und schöneres Wetter.“

Tatsächlich war es sehr kalt und ab und zu fielen ein paar Tropfen vom Himmel, manchmal war sogar Graupel darunter.

„Komm, wir gehen zu den Felsen“, schlug Irmgard vor.

Ich zögerte, denn ich hatte keine Lust, noch weiter zu gehen, denn der Rückweg würde sehr weit werden.

„Hier nimm den Ring“, sagte Irmgard, streifte ihn ab und gab ihn mir. „Er gefällt dir doch so gut.“

Ich steckte ihn an und fühlte mich auf der Stelle besser. Wir stiegen auf den kleinen Berg, dann machten wir uns auf den Rückweg. Es war längst dunkel, als wir zurückkehrten und wir uns beim ehemaligen Hotel *À la Petite Marquise* voneinander verabschiedeten

„Wo warst du denn so lange?“, empfingen mich meine Eltern besorgt.

„Spazieren“, sagte ich. Erst jetzt fiel mir auf, dass ich immer noch den Ring trug. Ich verbarg meine Hand auf dem Rücken.

„Es ist schon halb neun, sagte Mama vorwurfsvoll. „Du hättest wenigstens mal eine Nachricht schreiben können. Warst du wieder mit diesem Mädchen unterwegs?“

„Mh.“

„Wie heißt sie überhaupt?“

„Irmgard.“

„Irmgard? ... Ah ... Wo trefft ihr euch eigentlich immer?“

„Am ehemaligen Hotel.“

Mama runzelte die Stirn. „Ja, ich hab' dich heute Nachmittag da stehen und warten sehen. Aber da war doch gar niemand außer dir!“

„Irmgard hatte Verspätung.“

„Hm, ach so. Aber das nächste Mal meldest du dich, wenn du länger wegbleibst.“

Mama nervte. Sie sollte froh sein, dass ich so viel an der frischen Luft war und eine Freundin hatte.

„Ja, ja.“

„Nichts ja, ja. Wie läuft Mathe?“

„Geht.“

„Etwas genauer, bitte.“

„Naja, halt nach dem Ursache-Wirkung-Prinzip“

„Was heißt das?“

„Wenn man viel lernt, hat man gute Noten.“

Damit verschwand ich in mein Zimmer. Ich war stolz über meine Schlagfertigkeit, betrachtete versonnen den goldenen Ring und ließ mich aufs Bett fallen, auch wenn ich gar nicht müde war. Im Gegenteil, ich fühlte mich hellwach.

Weil ich verschwitzt von dem langen Spaziergang war, legte ich den Ring ab und ging ins Bad, um zu duschen. Als ich in mein Zimmer zurückwollte, hörte ich meine Eltern im Wohnzimmer reden. Ich blieb an der Tür stehen, um zu lauschen.

„Ich weiß nicht, mit wem sie sich da immer trifft“, sagte Mama.

„Sie kommt halt langsam in die Pubertät“, sagte Papa. „Man muss den Kindern ein wenig Freiheit lassen. Und es gibt Schlimmeres als lange Spaziergänge. Im Grunde können wir froh sein, dass es sowas wie Clubs und Party gerade nicht gibt.“

„Sie heißt Irmgard.“

„Ah.“

„Dietlind wird immer blasser. Und Mathe kriegt sie auch nicht hin.“

Papa lachte. „Ich habe Mathe auch nie hingekriegt und schau, es ist was aus mir geworden.“

„Trotzdem würde ich diese Irmgard gern mal kennenlernen. Findest du den Namen nicht auch merkwürdig?“

„Nein, wieso? Kinder haben doch heutzutage die seltsamsten Namen.“

„Nein, nur wegen unserer Irmina von Oeren ... irgendwie irritiert mich diese Ähnlichkeit.“

„Ach, du steckst eben zu tief in dieser Thematik. Da sieht man die merkwürdigsten Parallelen.“

„Ja, vermutlich hast du recht. Trotzdem frage ich mich, ob Dietlind dieser Aufenthalt hier guttut.“

„Ist ja schon die Hälfte rum, und jede Reise bildet. Andere kommen grad gar nicht vor die Tür“, sagte Papa und damit war das Gespräch beendet.

Ich schlich in mein Zimmer zurück und wollte den Ring wieder anstecken. Doch er war nicht da.

Ich suchte auf dem Boden, unterm Bett, in der Schublade des Nachttischchens, unter der Bettdecke, in den Ritzen zwischen Matratze und Bettgestell, in den Jackentaschen, auf dem Schreibtisch, überall. Schließlich ging ich sogar noch einmal ins Bad, um dort zu suchen. Mir wurde heiß und kalt. Was sollte ich Irmgard sagen, wenn er nicht wieder

auftauchte. Nach einem weiteren Rundgang im Zimmer stand es für mich fest: Eugen hatte den Ring stibitzt.

Ich huschte durch den Gang und öffnete leise seine Zimmertür. Seine Bettdecke war zu einer Art Wurst geformt. So schlief Eugen immer, doch ich misstraute dem Anschein, ging zum Bett und tastete die Decke ab. Das Bett war leer.

„Eugen, du miese Ratte“, flüsterte ich. Wo war er hin?

Im Wohnzimmer war er jedenfalls nicht. Dort saßen meine Eltern und unterhielten sich, wie ich mit einem Blick durch die angelehnte Zimmertür leicht feststellen konnte. Ansonsten gab es in unserer Wohnung keine weiteren Zimmer und deswegen schaute ich aus dem Fenster. Von meinem Zimmer aus konnte man fast bis zum Bauzaun des ehemaligen Hotels sehen. Der Marktplatz war nur von ein paar Straßenlaternen erleuchtet und leer bis auf eine kleine Person, die gerade in die Seitenstraße neben dem Hotel abbog. Eugen!

Ich zog eilig Schuhe und Jacke an und verließ so leise wie möglich die Wohnung. Rennend überquerte ich den Marktplatz und verlangsamte meinen Schritt erst, als ich den Bauzaun erreicht hatte. Ich sah, wie Eugen in der Seitenstraße im Dunklen verschwand. Ich folgte ihm und sah, dass er durch eine Lücke im Bauzaun geschlüpft sein musste. Die Lücke musste neu sein. Bislang hatte es keine Möglichkeit gegeben, die Baustelle heimlich zu betreten. Auch Irmgard, die ja immer wieder mit diesem Spuk anfang, hatte nie einen Eingang entdeckt.

Aber nun war die Lücke da und ich schlüpfte hindurch. Rasch fand ich den Zugang zu den historischen Fundstellen und da stand Eugen und starrte auf seine linke Hand, an der der Ring steckte. Ein merkwürdiger Glanz schien von dem Ring auszugehen.

„Eugen, du fieses, hinterhältiges Stück Aas!“, zischte ich und blendete Eugen mit der Taschenlampe meines Handys.

Eugen riss die Augen auf. Er wirkte ganz verwirrt, so als hätte ich ihn beim Schlafwandeln geweckt.

„Die ... die ...die“, stammelte und hielt nun beide Hände hoch.

„Gib mir den Ring!“

Ich machte ein paar Schritte auf ihn zu. Er trat zurück und wäre fast gestürzt. Hinter ihm tat sich das mit Flatterband abgesperrte Loch auf. Es wirkte heute viel tiefer und viel schwärzer.

Er starrte mich immer noch mit aufgerissenen Augen an. „Achtung, hinter dir ...“, flüsterte er.

Ein alter Trick, dachte ich. Ich sollte mich umdrehen und er würde abhauen. Mit dem Ring. Das durfte nicht sein. Wie eine Raubkatze sprang ich auf ihn zu und packte seine linke Hand. Wir fielen beide hin und kamen neben dem dunklen Loch im Boden zum Liegen.

„Aaaaaah!“ Eugen schrie entsetzt auf. Ich hatte mich in seine Hand verkrallt und wollte ihm um jeden Preis den Ring vom Finger reißen, doch er hatte seine Hand zu Faust gebaut. Es gab nur eine Möglichkeit. Ich biss in seinen Handballen.

„Aaaaaah!“, schrie Eugen wieder und ich riss ihm den Ring ab. Das ging leichter als gedacht, obwohl es logisch war: Eugens Finger waren viel dünner als meine. Doch bevor ich den Ring mir anstecken konnte, sah ich Irmgard, die über uns gebeugt stand. Ihr Gesicht war noch bleicher als die Tage zuvor, sie trug ein schwarzes Kleid und lächelte.

„Der Abgrund ist sehr nahe“, sagte sie und deutete auf das schwarze Loch hinter uns. Ich starrte hinein. Bei unserem letzten Besuch war das nur ein paar halb ausgegrabene Stufen nach unten gewesen, jetzt schien das Loch ins Bodenlose zu führen.

„W ... wo geht es da hin?“

„In die Unendlichkeit“, sagte Irmgard.

Eugen lag, seit ich ihm den Ring abgenommen hatte, reglos da.

„Eugen!“, rief ich und rüttelte an ihm. „Was ist mit ihm?“

Irmgard schüttelte den Kopf. „Ihr hättet nicht hierherkommen sollen. Die kleine Gräfin liebt keine Störungen. Gib mir jetzt den Ring.“

Ich ahnte, dass ich das nicht überleben würde und umschloss mit meiner Faust den Ring.

„Gib ihn mir!“

Irmgards Gesicht kam näher. Ihre Hände griffen nach mir.

„Was hast du mit Eugen gemacht?“

„Er ist ein dummer kleiner Junge.“

Ihre eisigen spitzen Finger bohrten sich zwischen meine Finger. Eine Millisekunde betrachtete ich das ganze Geschehen von außen und wunderte mich über die Kraft, die in meiner Hand steckte.

„Du hast keine Chance!“, flüsterte Irmgard. Ihr Atem war eisig. Sie bog mir die Finger auf. Es wurde immer kälter um mich herum. Eugen lag reglos neben mir und ich fühlte auch meine Kräfte schwinden. Alles um mich herum wurde immer blasser, die



Baustelle, die Mauerreste, Eugen. Nur irgendwo leuchtete noch immer das rotweiße Flatterband in einem sehr, sehr weißen Himmel auf.

Plötzlich hörte ich Stimmen.

„Da sind sie!“, hörte ich jemand sagen.

Eine hellere Stimme rief unsere Namen.

„Dietlind!“

Ich hielt die Augen geschlossen. Aus dem blendenden Weiß war ein düsteres Grauschwarz geworden. Eugen, Eugen. Das war das Einzige, was ich denken konnte.

„Dietlind!“ Jemand rüttelte an meinen Schultern.

„Sie hat einfach plötzlich ganz laut ‚Irmgard, bitte nicht!‘ geschrien“, sagte eine Kinderstimme. Wer war das? Doch nicht Eugen? Die anderen Stimmen konnte ich zuordnen. Sie gehörten Mama und Papa. Aber wo war Irmgard?

„Sie bewegt sich“, sagte jetzt Papa. „Dietlind! Hallo!“

„Wir müssen den Krankenwagen rufen“, sagte Mama.

„Nein, lass mal“, sagte Papa beruhigend. „Sie wacht auf.“

„Wo ist Irmgard?“, fragte ich und setzte mich ruckartig auf. „Wir müssen aufpassen! Sie will uns alle töten! So wie ...“ Ich brach ab. Neben Mama stand Eugen, putzmunter.

„Beruhig dich mal, Dietlind“, sagte Papa und strich mir über den Kopf. Seine Hand war sehr schön warm. „Eugen hat uns angerufen, weil du geschrien hast und dann plötzlich umgefallen bist.“

„Aber ... Irmgard ...“

„Hast du dich hier mit dieser Irmgard getroffen?“, fragte Mama und sah sich um.

„Nein, nein. Es war anders. Eugen hat den Ring geklaut, da bin ich ihm nach.“

„Was für einen Ring?“, fragte Eugen.

Auch Mama und Papa machten große Augen.

„Na, den Ring, den von Irmgard.“

„Sag mal, habt ihr Drogen genommen. Du und diese Irmgard?“

„Nein, gar nicht, aber ...“

Ich sah in die ratlosen Gesichter meiner Eltern.

„Wir sollten wir doch einen Arzt rufen“, sagte Mama.

„Vielleicht gehen wir erstmal nach Hause“, sagte Papa. „Dann sehen wir, ob sich Dietlind wieder fängt. Kannst du aufstehen oder ist dir noch schwindlig?“

Papa half mir hoch. Meine Beine waren ganz zitterig. Ich sah das rotweiße Flatterband.

„Was ist in dem schwarzen Loch?“, fragte ich und zeigte hin. „Vielleicht versteckt sich Irmgard dort.“

Papa schüttelte den Kopf und leuchtete mit seiner Handytaschenlampe hin.

„Nein, da ist niemand. Es sind nur ein paar freigelegte Stufen.“

„Habt ihr was getrunken?“, fragte Mama. „Diese Irmgard ...“

„Jetzt lass mal gut sein, Katja. Gehen wir nach Hause und schlafen. Morgen Früh sieht alles anders aus.“

Weil ich auch am nächsten Tag bei meiner Version blieb und noch immer fürchtete, Irmgard könnte hinter uns her sein, vereinbarten wir einen Arzttermin. Papa begleitete mich. Der Arzt nahm mich und meine Erzählung sehr ernst und sagte dann:

„Wenn du dich von dieser Irmgard so bedroht fühlst, wäre es vielleicht am besten, nach Deutschland zurückzukehren. Vielleicht tut dir der normale Alltag gut. Aber du müsstest noch einmal zum Arzt, falls sie dich dort wieder nicht in Ruhe lässt.“

Daraufhin fuhr Papa mit Eugen und mir zurück nach Deutschland. Mama, die weiter an den Forschungen arbeitete, blieb am Ausgrabungsort.

Es erleichterte mich etwas, zu Hause zu sein, manchmal traf ich mich mit Lola, Jessy oder Tamara. Das lenkte mich ab.

Trotzdem fühlte ich, dass sich Irmgard irgendwo herumtrieb. Ich wusste nur nicht, wo. Hier, zu Hause? Oder dort in dem ehemaligen Hotel *À la Petite Marquise*? Ich sorgte mich ziemlich um Mama, die ja nach wie vor auf der Baustelle arbeitete. Hatte Irmgard nicht gesagt, die kleine Gräfin wünsche keine Störungen?

Um etwas über das Hotel herauszufinden und Irmgard aufzuspüren, verbrachte ich viele Stunden im Internet. Aber ich fand nichts heraus und Irmgard blieb im Verborgenen. Sie lauert, dachte ich.

Manchmal rief ich Mama mitten in der Nacht an, um zu hören, ob es ihr gutging, ob es Eugen gutging oder ob ein schwarz gekleidetes Mädchen mit Piercing um das Hotel schleiche.

„Wenn du nicht mit dieser Irmgard aufhörst, musst du in Behandlung“, drohte Papa.

Ich hörte nicht auf und Papa schleifte mich zum Arzt.

Der Arzt war sehr nett und wie der andere Arzt hörte er genau zu.

„Ist diese Irmgard auch hier oder vor allem am Ausgrabungsort?“

„Das weiß ich ja eben nicht. Sie verbirgt sich. Aber ich glaube, Mama ist in großer Gefahr.“

Der Arzt tauschte mit Papa bedeutsame Blicke, dann verschrieb er mir Tabletten. Diese Tabletten machten mich sehr müde.

Endlich, nach drei langen Wochen, in denen ich viel schlief, und Irmgard ein wenig verblasste – zum Beispiel war ich mir plötzlich nicht mehr sicher, wie viele Ohrlöcher sie im linken Ohr hatte –, kehrte Mama heil und gesund zurück.

Ich war sehr erleichtert, dass sie wieder da war; doch meine Sorge blieb weiter im Hintergrund vorhanden.

Eines Tages – Mama war vielleicht seit fünf Tagen von den Ausgrabungen zurück – bekam sie eine Nachricht. Wir saßen am Frühstückstisch.

„Um Gottes Willen!“, rief sie aus. „Das gibt’s doch nicht! Das kann nicht sein! Das ist ja ...“

„Was ist denn?“, fragte Papa.

Mama hielt uns das Handy hin. Es zeigte einen Zeitungsausschnitt.

## Fluch der Gräfin?

Zwei Wissenschaftler auf rätselhafte Weise  
am im ehemaligen Hotel *À la Petite Marquise*  
ums Leben gekommen. Was ist schuld an  
ihrem Tod?

...